

DER SONNTAG

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Originelle Heirats-Anzeigen

England machte den Anfang — „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichem Wege“

Lange galt die Heiratsanzeige, die jetzt rund 100 Jahre alt ist, als der „ungewöhnliche Weg“ zur Anbahnung der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. Erst die Zeit um die Jahrhundertwende, als man sich seiner in zunehmendem Maße zu bedienen begann, stempelte ihn zu einem „nicht mehr ungewöhnlichen“.

Zuerst scheint in England ein findiger Kopf auf den Gedanken gekommen zu sein, mit Hilfe eines Zeitungsinserts sein Lebensglück zu begründen. Die Zeitung, in der es erschien, war die „Morningpost“. Sie brachte in ihrer Ausgabe vom 5. Juli 1777 folgende, offenbar durchaus ehrlich gemeinte Anzeige:

„Gibt es ein Mädchen, das etwas Vermögen besitzt und verständig und edel genug ist, einen guten Gatten einem reichen vorzuziehen und dessen Feingefühl keinen Anstoß daran nimmt, auf diese Anzeige zu antworten? Ein junger Mann mit vorzüglicher Bildung im Alter von 26 Jahren, der eine gute Gesundheit, einen klaren Kopf und ein liebevolles Herz sein eigen nennt, würde sich glücklich schätzen, seine Bekanntschaft zu machen. Antworten sind zu richten an P. D., Kaffeehaus Caféstreet, Leiceister Fields.“

Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob der heiratslustige Verfasser dieses Inserats damit sein Ziel erreicht hat. Fest steht aber, daß sein Beispiel Schule machte; denn der von dem bekannten Dichter Leigh Hunt gegründete „Examiner“, eine zu jener Zeit recht angelegene englische Zeitschrift, greift in ihrer Nummer vom März des Jahres 1822 aus einer älteren Sammlung von populären Anzeigen gerade das vorstehende Inserat der „Morningpost“ heraus und rühmt ihm nach, daß es einen wirklich vertrauenswürdigem und aufrichtigen Eindruck mache, „was wir sonst noch von keiner einzigen Heiratsanzeige sagen können, die uns jemals vor Augen gekommen ist“. Aus diesem Zusatz geht hervor, daß damals schon sich nur zu häufig unlautere Absichten hinter derartigen Gesuchen verborgen haben mögen.

Der „Allgemeine Heiratsanzeiger“ von 1801

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts taucht zum ersten Male auch der gewerbmäßige Heiratsvermittler im Inseratenteil der englischen Zeitungen auf, der schon erwähnte „Examiner“ berichtet am 26. Mai als von einem Novum, daß „im Morgenblatt ein Heiratsagent öffentlich anbiete, die besten Beispielen zu vermitteln und sich verpflichtet, die aufrichtigste Gesinnung und die Vermögensverhältnisse jeder Partei festzustellen, ehe er eine Begegnung arrangiere.“ In Deutschland gehört wohl zu den ältesten Heiratsanzeigen ein im „Hamburgischen Correspondenten“ vom 23. März 1792 erschienenes Inserat, das in schwülzigem Stil abgefaßt ist und schamhaft das „Betreten dieses damals noch ungewöhnlichen Weges“ mit dem englischen Beispiel zu entschuldigen sucht.

Eine Annonce in der „Allgemeinen Zeitung“ läßt jedoch erkennen, daß es bereits um 1801 ein Blatt mit dem Titel „Allgemeiner Heiratsanzeiger“ gab, das ausschließlich Heiratsgesuche und -offerten brachte. Natürlich ließ auch die hohle Weiblichkeit sich nicht die Gelegenheit entgehen, von der neuen Möglichkeit, die sich ihr für die Suche nach einem Lebensgefährten oder auch nach einer Lebensverföhrung bot, ausgiebig Gebrauch zu machen. Vor rund 125 Jahren, am 9. Mai 1812, erschien im „Leipziger Intelligenzblatt“ die folgende originelle Anzeige:

„Hier honette, sehr schöne achtzehn- bis vierundzwanzigjährige Mädchen guter Erziehung, vom Lande, wozon jedes logleich 3000 Gulden als Heiratsgut erhält, wünschen in einer größeren Stadt Verlöhrung zu finden. Sie schmeicheln sich, gute Hauswirtsinnen zu werden, jeder Wirtschaft gewachsen und nur wegen der Abgelegenheit ihres Vaterortes von anständigen Heiratslustigen ungelucht zu sein, denn sie sehen mehr auf die Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit als auf Vermögen. Um das Nähere können nicht über vierzig Jahre alte und mit keinen leiblichen Gebrechen behaftete Subjekte sich schriftlich erkundigen mit der Aufschrift „Suchet, so werdet ihr finden“. Abzugeben im Verlagstontor des Intelligenzblattes, Petersburger Straße 33. Daß dabei strengstes Stillschweigen beobachtet werden wird, versteht sich von selbst.“

Ob die vier honetten Mädchen gefunden haben, was ihr Herz begehrte, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir erfahren nur, daß von zwanzig „Subjekten“ der erwünschten Art Bewerbungen schreiben eingegangen sind.

Betrügerische Heiratslotterien.

Ein recht origineller Raub muß ein junger Mann gewesen sein, der im Oktober 1821 durch folgende Anzeige in der „Louis-

iana Gazette“ zu Geld und zu einer Frau zu kommen ver suchte:

„Ein junger Mann von guter Statur und angenehmen Eigenschaften, der sich nach einem Weibe sehnt, bietet sich allen Witwen und Jungfrauen unter 32 Jahren als den Preis einer Heiratslotterie an. Es sollen 600 Lose à Dollar 50 ausgegeben werden. Nur eine einzige Nummer wird aus dem Kade gezogen, deren glückliche Besitzerin ihn selbst und die 30 000 Dollar gewinnt.“

Dieser reichlich unverkorene Eheandidat fand bald Nachahmer. Im Jahre 1825 bot sich im „Petit Mercure“, einer in London herausgegebenen französischen Wochenchrift gleichfalls ein junger Mann als Preis einer Lotterie aus, die 90 Lose zu je 25 000 Franken zählen sollte.

Heute ist die Heiratsanzeige ein durchaus ernstzunehmendes Mittel zur Ehenbahnung, über das kein vernünftiger Mensch die Nase rümpft. Dennoch kann man sich aber mitunter nicht eines kleinen Lächelns erwehren, wenn der oder die Ehejuchende bei der Selbstcharakterisierung der Phantasie gar zu sehr die Bügel schiefen läßt. Dafür nur ein Beispiel, das einer großen deutsch-schweizerischen Zeitung entnommen ist. Heirat. SOS—SOS! Unbekannte elegante Nacht irrt ziellos im Lebensozean herum. Welcher lähne Steuermann vermag sie zielsicher in den rettenden Hafen der Ehe zu steuern?

Dieser Versuch zur Bemannung der eleganten Nacht gehört zweifellos zu den originellsten seiner Art. Schade, daß man nicht erfährt, ob sich der gesuchte lähne Steuermann gefunden hat.

In Wien in der Johannesgassen

Wie das Resl aus dem Bäckerhaus „Zur eisernen Birne“ den Gesellen Klemens Hofbauer zum Mann haben wollte

Das im Tyrolia-Verlag Innsbruck-Wien-München erschienene Buch von Wilhelm Hünermann „Pater Hofbauer. Der Führer Gottes“ ist ein beachtenswerter Versuch, das Leben der Heiligen nach neuen vollstümlichen Gesichtspunkten zu schildern. Der lehrhafte und gelegentlich läßliche und ungläubwürdige Ton der Heiligenlegende von ehedem ist überwunden. Es ist aber auch keine geschichtliche Studie mit gelehrten Randbemerkungen, auch kein literarischer Wortklingel, der mehr der Glorie des Dichters als der des Gegenstandes gilt. Sondern das Buch von Hünermann ist eine lebendige, wirkliche Lebensstudie und dabei doch von fündlichem Glauben getragene Erzählung, die den Leser in Spannung versetzt und ihn nicht losläßt, bis er die letzte Seite gelesen hat. Im folgenden geben wir ein Stück der Darstellung wieder. Hofbauer, der aus materiellen Gründen seiner Religion, Theologie zu studieren, nicht nachgeben kann, hat das Bäckerhandwerk gelernt und ist seit einiger Zeit in der Bäckerei „Zur eisernen Birne“ in Wien in der Johannesgassen als Geselle tätig.

„Ja, was habt ihr denn alles?“ fragte der Meister sein Weib.

„Du lieber Gott“, sagte die, „hast denn keine Augen im Kopf? Aber so seid ihr Mannsleut“. In der Politik wüßt ihr immer alles haarklein, was der Papst denkt, und was der Kaiser denkt und alles, aber was um euch her passiert, davon wüßt ihr halt rein gar nichts. Hast denn nicht gemerkt, daß die Resl rumkümmt wie 's lebhafte Regenwetter und daß der Klemens vergeht vor lauter Herzweh?“

„Ja, gemerkt hab ich's schon. Aber die Ursach, die macht ich halt wissen.“

„Ja, hast denn wahrhaftig ein Brett vor dem Schädel? Kannst dir denn das nicht zusammenreimen?“

„Du meinst die Resl und der Klemens...“

„Ja, freilich mein ich. Der Bursch hat's dem Mäd'el ange tan und die Resl möcht halt, daß er den Mund aufst und ein Wortlein spräch, das dem Herzen wohl tut. Und der Bursch, ja, ich mein, daß der das Mäd'el halt auch lieber sieht als ein ganzes Schoß alter Weiber zusammen. Aber er traut sich halt nicht, es der Meistertochter zu gestehen. Das hat dein Weib gemerkt und hat dazu keine Lampe und Schußertugel gebraucht wie der Elias.“

„Herrgott, Donnerwetter! Das ist doch kein Grund, daß man hier herumkümmt wie ein Huhn, das nicht weiß, wohin mit dem Ei. Die Resl und der Klemens! Aber, Ate, das ist ja grad das, was ich mir gewünscht hab nun schon das ganze Jahr, seit der Bursch bei uns ist. Dann kam doch wieder ein recht schaffener Bädermeister in die Eisernen Birn, wenn ich die Augen zumach. Ich will's den Bursch schon lehren, daß er den Schnabel aufst und der Resl jagt, wie's ihm ums Herz ist. Das laß nur meine Sorge sein, Frau Meistertochter! Und der Bäder rieb sich wegnüßt die Hände, dann sagte er seine Frau fest um die Schultern und drückte ihr einen ordentlichen Schmah auf beide Waden.“

„Geh, sei nicht narriß, Ate!“ schrie die auf und wüßte sich mit dem Schürzenzipfel die ehelichen Liebespfänder vom Gesicht. —

Einstimmung auf die Ferienzeit

Plauderei am Wochenende

Von Marabu.

Rührend ist es und tröstlich, in den Briefen zu lesen, die Maximilian Dautherben, der Dichter und Maler, während des Krieges aus Java an seine Frau im fernem Deutschland geschrieben hat. Der Weltwanderer, den es ruhelos sein Leben lang in die Ferne getrieben hatte, lernte nun, zum Verbleiben in der Fremde gezwungen, die heilige Sehnsucht nach dem Vaterland kennen. Diese tiefe Sehnsucht ist der Grundton aller seiner Briefe, so wie das tiefe Grün der Grundton im Bilde der sommerlichen Landschaft ist. Dazwischen aber blühen wie bunte Blumen Gedanken auf über tausend andere Dinge, Gedanken von oft überraschender Leuchtkraft.

Da beschäftigten den Dichter einmal ängstliche Nachrichten, nach denen er vermuten konnte, seine Frau habe den Versuch einer Reise nach Java unter falschem Namen gemacht und sei in Alexandria verhaftet worden. Seine Freunde suchten ihn zu beruhigen, und er berichtet seiner Frau darüber: „... als ich erzählte, daß Du vielleicht in Alexandria gefangen bist, und sehr traurig war, tröstete mich die jungen dreißigjährigen Ehefrauen der Freunde und sagten: Ach, man wird doch keine ältere Dame vom Schiff holen! Ich staunte schweigend. Inwendig mußte ich lächeln. Ich habe Dich nie für eine ältere Dame angesehen. Für mich bleibst Du auch im weißen Haar nur so alt, wie ich Dich 1894 in Stockholm zum ersten Male im schönen goldroten Prachthaar gesehen habe. Aber für die andern sind wir beide ältere Leute geworden. Das kommt mir, der ich weiß, daß wir unsterblich sind, komisch vor.“

Ein gutes Wort ist oft nötig

Kann man das schöner sagen. Er ist fünfzig Jahre alt, der gute Max Dautherben, als er das schreibt. Und kein langes Maß des irdischen Weges ist ihm mehr zu gemessen: ein Jahr später schon ruht er in der Erde

Java, verzehrt von unstillbarem Heimweh. Und dennoch fühlt er sich so jung! Nicht einmal das Urteil der Jüngeren, die seine Frau eine „ältere Dame“ nennen, kann ihn irren machen. Er lacht innerlich über die Kurzsichtigkeit der anderen. Er findet diese Art, einen Menschen nach Äußerlichkeiten zu beurteilen, einfach komisch. Was bedeutet schütteres Haar und graue Schläfen, was bedeuten Falten im Gesicht? Gar nichts: denn wir sind ja unsterblich... .

Wenn der Sommer seine Mittagspracht entfaltet, meine Freunde, ist es gut, ein solches Wort strahlender Bewußtheit zu lesen. Denn für manches Gemüt kann gerade aus dem Leuchten eines solchen Sommertages, aus der Stille eines Ferientages sich das Blümlein Schwermut entfalten. Das Blümlein Schwermut, auf dessen Grunde Tränenrömpfen blinken wie Tau... .

Das kann ganz plötzlich geschehen; eine solche Stimmung kann dich überfallen wie ein Sommergewitter, das aus helterem Himmel Wolken zusammenzieht und unvermutet Blitze und Regen herabsendet. Vielleicht hast du einmal in einer müßigen Stunde in alten Briefen gekramt und bist auf ein paar Blätter gestoßen, die dich schmerzhaft an vergangenes Glück erinnern. Oder du hast Lichtbilder von früheren Reisen herorgeholt, siehst dich selbst lachend am Ostseestrand sitzen oder in berggeredter Tracht auf einem Alpenglief. Dann kann es geschehen, daß du verstocken den Spiegel herholst und das Antlitz von einst mit dem von heute veraleichst. Daß du dich an die Metertour erinnerst, die damals zum Gipfel führte, und dir heimlich gestehst. Heute könnte ich das nicht mehr... .

„Wo ist die Zeit, die goldene Zeit?“

Was sind das für Torheiten! Lehrt uns nicht draußen die Natur selbst, daß jede Jahreszeit ihre Besonderheit hat? Daß es töricht wäre, im Dezember frische Erdbeeren und im Juni frische Winteräpfel zu verlangen? So hat auch jedes Lebensalter seine eigene Schönheit. Und nur wer seine Lebenszeit schlecht an-

gewendet hat, mag mit leidvoller Sehnsucht sich der sorglosen Freuden der Kindheit erinnern:

„Wo ist die Zeit, die goldene Zeit,
wo sind die süßen Stunden,
worin ich von der Eitelheit
noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
das selbst der Unschuld wohlgefiel,
und durft' an keinem Morgen
vor Kleid und Nahrung sorgen.“

So klagt der größte deutsche Dichter des Barock, Johann Christian Günther, dem nach Goethes Wort sein „Leben wie sein Dichten zerrann“, weil er sich nicht zu müßigen wußte.

„Müßigen?“ wird nun mancher fragen. „Müßigen also soll man sich? Klingt das nicht nach mittelmäßig?“ — Nur für den, der kein anderes Maß kennt. Die Aufgabe ist eine ganz andere: Nicht ein mittleres Maß gilt es für jeden einzuhalten, sondern das Höchstmaß dessen zu verwirklichen, was seinen Gaben und Kräften nach als Leistung möglich ist. Unseren Vorfahren im Hochmittelalter galten „müze und stete“ als die vornehmsten Tugenden. Und da sich wohl der Schnitt der Kleider und der Lautstand der Sprache, aber nicht das Blut geändert hat, das in deutschen Adern fließt, so haben diese Ideale uns auch heute noch etwas zu sagen. Die Mahnung, die sie an uns richten, lautet: „Sei dir selbst und sei den anderen treu!“

Vorfaß für den Sommer

Das Fehlgelien im Irrgarten der Gefühle, „romantische“ Träumerei zur unredlichen Zeit, Sentimentalität in Stunden, die nüchternen Geistesklarheit erfordern — das sind Fehler, für die wir Deutsche eine starke Neigung haben. Es gibt gewiß Fehler, die weit weniger edel sind. Aber auch edle Fehler können Schaden anrichten.

So wollen wir uns, da nun der Sommer dieses holden Jahres seine volle Pracht entfaltet, das Wort darauf geben: Keine sommerliche Schwermut mehr! Sondern Freude an dem goldenen Füllhorn sommerlicher